Der Patriot.

Eine Hirschbrunftgeschichte. Von Anton Freiherrn von Perfall.

Das Revier lag an der österreichischen Grenze, drüben waren die Brantenberger die unumschränkten Jagdherren der Waldberge, die sich bis in das Innthal hinabziehen, ein alter, zäher Stamm, der über die Jägerei den Bauern ganz vergessen hatte.

Es herrschte da ein beständiger Jagdkrieg zwischen Tirolern und Bayern, der sich in allen erdenklichen kleinen Gehässigkeiten, verschlagenen Listen, geheimen Uebergriffen, boshaften Schabernacken äußerte. Man gönnte sich gegenseitig kein Stück Wild, und die Grenzschießerei hatte kein Ende.

Natürlich hielten sich die Königlichen auf der bayrischen Seite den Bauern gegenüber zu allem berechtigt, während umgekehrt dort der alte Haß gegen alles „Gewappelte" wüthete. Daß beide Reviere darunter arg litten, war unausbleiblich, trotzdem führte keine bessere Einsicht zu einem gegenseitigen Vergleich.

Ich war zur Hirschbrunft im waldumkränzten Forsthaus, das an Heimlichkeit und Weltferne seinesgleichen sucht. Natürlich hatten die Brantenberger, wie mir der Förster wutheutbrannt mittheilte, wenige Tage zuvor ihre sogenannte „grand Jagd" abgehalten, die hauptsächlich an der Grenze sich abspielte; in die zwanzig Stück Rothwild sollen dabei abgeschossen worden sein, darunter einige Kapitalhirsche, für den Förster war natürlich das alles bayrisches Wildbret, der aufgelegte Raub.

„Wenn S' net z' Schuß komma, meine Schuld is net, mit dene Herrgottsklump'n is nix auf'z'bringa. Vor vier Tag hat no' a Zwölfer g'schrien auf der Ochsenalm, nett an der Grenz, jetzt is stoanstad; wett'n tua i, die Luad'r hab'n 'hn derschoss'n, aber nacher — na — wir komma scho' no' amalz'samm. — Wenn Sie's do probiern thät'n auf der Ochsenalm", sagte er gleich darauf, „der wär guat weg, wenn er 'n Grind nüb'rstreckt, is er hin."

Ich sagte gerne zu, unwillkürlich war ich bereits Partei und fühlte stark den Reiz des Grenzkrieges.

Am Abend beim Frischangezapften wurde der Plan geschmiedet. Kiellechner, der Jäger, der richtige Freischützkaspar, mit seiner pechschwarzen Bartkrute, seinen kleinen, blutunterlaufenen Raubthieraugen, aus denen hinter äußerer Gelassenheit alle erdenklichen Leidenschaften leuchteten, war an Raffinement dem polternden Förster weit überlegen; daß er selbst über der Grenze zu Hause, waschechter Tiroler, hinderte nichts an seinem Eifer. Der Zwölfer war schon so gut als geschlossen, als wir um elf Uhr zu Bett gingen.

Um drei Uhr Aufbruch. Kiellechner mit der Laterne voraus. Kalte Nebel brauten in den Thälern, aber die Sterne leuchteten matt hindurch. Noch war keine Stimme laut, auch rauschte der Bergbach zu laut, den entlang der Steig aufwärts führte. Der Wald wird lichter. Der Jäger löscht die Laterne; wir nähern uns der Almlichte.

Der Jäger wagt kaum mehr einen Tritt, unbekannt mit den Terrainverhältnissen füge ich mich willenlos.

„Erst müaff'n ma' 'hn hör'n, bedeut' nit das Umanandertapp'n", meint der Kiellechner. „Jetzo!"

Ein unbestimmter Ton, aber ein Ton von der Alm her, nur dem Jäger verständlich.

„Das is er", erklärte der Jäger, „und bei der Hütt'n a no'. — Jetzt schlaaß' ma!"

Nun ging's im Indianerschritt zurück und im Bogen herum. Der zweite Schrei war völlig verständlich, der Hirsch zog dem Grenzgraben zu, und wenn er nicht vor Schußlicht kam, war er unser.

Der Hirsch brummelt, offenbar ziehend, in einem der Waldstreifen, eine kleine Felskanzel bot einen trefflichen Stand.

Jetzt schrie er frisch in die Morgenluft hinaus. Ich durchschaute mit dem Glas den Streifen und entdeckte ein äsendes Mutterthier, der Hirsch mußte gedeckt hinter ihm stehen. Das Licht war jetzt scharf und klar, nur da und dort rauchte der Wald, Nebelschwaden ausstoßend.

Jetzt trat der Hirsch vor, fegte an einer kleinen Tanne, daß die Zweige sich bogen, umkreiste das Stück, zu dem ein zweites sich gesellte, verschwand, tauchte wieder auf.

„Es scho' dem Förster der Sein'! Das wird eahm taug'n, wenn ma den bringa, wett'n thua i, daß f' drüb'n scho' paff'n —"

Langsam zog die Schaar, vom schreienden Hirsch gedrängt, durch den Streifen. Kam er heraus auf die Freie, stand er schon im Schußfeld.

Aeste krachten, Gestein kam ins Rollen, die Spannung stieg ins Unerträgliche.

Da erscheint das Mutterstück, das Kalb, das Schmalthier, hinter einem Felsblock das Geweih, ein Zehner.

„Grad nix B'sonders, aber an dem Platz muaß er weg!" Mein Eifer ist etwas abgekühlt, jedenfalls will ich ihn näher herlassen, geht er mit dem Schuß über die Grenze, ist er verloren.

Im spanischen Tritt geht's herab, der Zehner legt das Haupt weit zurück, ich sehe das Wölkchen aus seinem Aeser fliegen, ein dumpfes Gronen. — Schon hake ich an, Stellung und Licht sind zu verführerisch — da ertönt ein mächtiger Schrei von der Grenze her — und wieder einer, und wieder einer, und der Zehner antwortet, und Alm und Wald schallen von dem wilden Gerühre.

„Das is a andre Laut'n," der Jäger faßt meinen Arm, „um Gottes willen schiaff'ns net, der kommt ja übri, kenna thuan i 'hn a, a Vierzehner, a Brantenberger!" Mir stockt der Athem, die starke Stimme nähert sich, im Grenzgraben brechen Aeste, rollt Gestein — und der Zehner vor mir trollt mit zornigem Geröhre gerade darauf los.

„Wir 'hn halt net eina laff'n, den Tiroler, der Patriot, der verdammte!" fluchte der Kiellechner.

Fast wär ich herausgeplatzt, so drollig wirkte die Benennung. Der Zehner trutzig vor, den unbedingt stärkeren Gegner nicht achtend, bis dicht an den Graben.

„Teufl, jetzt schiaff'ns, sonst gehn ma leer aus!" drängte Kiellechner.

Das verdroß mich von ihm. „Was, den Patrioten! Denk nicht dran, der Tiroler muß her."

Da sauste der Hirsch schon herunter in den Graben, ein wüstes Geschrei, daß die Wände ringsum dröhnen ein Aestebrechen und ein Steinrollen — dann plötzlich Ruhe, kein Laut mehr.

„Jetzt hast d'es", schalt Kiellechner, „mit dein'm Patrioten." Auch ich war ärgerlich. „Du hast ihn so genannt, nicht ich —"

„Jessas, i i das Luad'r, den Lump, hab i sag'n woll'n."

„Ja so, das konnt ich nicht ermessen, daß bei dir das gleichbedeutend ist; Patriot und Lump — für mich war er's wirklich in diesem Augenblick — und jetzt sag ich erst recht, der Tiroler muß her!"

Wir warteten noch eine Stunde, während der Kiellechner nicht unterließ, mir herbe Vorwürfe zu machen. „Was ist nachher, wenn ihn die Brantenberger kriegen?"

„Dann stirbt er vor dem Feind, auch ein schöner Tod —"

„So, a — und der Förster schimpft mi kloanweis z'samm."

„Der bleibt nicht drüben, da steh ich dir gut dafür — der Patriot", fügte ich hinzu.

Da gerieth er aber in hellen Zorn. „Daß i aber a so dumm red'n muaß, wenn i gar nix woaß von an Patrioten."

„Da schau nauf, ist g'scheiter." Ich wies auf die Schneid. Deutlich zeichnete sich das Geweih des Zehners am klaren Horizont, dann kam er selbst heraufgestiegen. Jeden Augenblick blieb er stehen, blickte zurück nach der Grenze, stieß einen kurzen, zornigen Schrei aus und verschwand dann in einem Latschenfeld.

„Was hab ich gesagt! Jetzt freut's mich erst recht, daß ich nicht geschossen — der Tiroler muß her!"

Der Förster lachte herzlich über meine Erzählung vom „Patrioten" und gab mir völlig recht. „Werden sehen, das lohnt sich, einmal bringt er 'hm doch rüber, den Tiroler, nur Zeit lassen."

Es ging aber nicht, der Tiroler wagte es offenbar nicht, obwohl er der Stimme nach der Stärkere war, er schwieg zuletzt ganz. Der Patriot kühlte sich darüber auch ab und zog schon vor Licht in sein Latschenfeld, ohne auch nur einen Schrei auszustoßen.

Andere Reviertheile boten uns mehr Erfolg, zwei gute Hirsche lagen schon auf meiner Strecke.

Da nahte sich das Ende der frohen Zeit, Schnee war gefallen auf den Bergen, das ganze Wildbret hatte seinen Stand gewechselt und drückte gegen das Thal.

„Probiern ma's no amal auf der Ochsenalm — wer weiß —"

Der Kiellechner hatte kein Vertrauen mehr darauf. „Den unsern schiaff'ns am End wieder net, und der Tiroler kommt net, grad daß ma an Tag versama."

„Nun dann nicht, gegangen wird." Der Widerspruch reizte mich nur.

Alles verschneit, das reinste Weihnachten, nur der Wasserfall brüllte sommerlich durch das tiefe Schweigen ringsum. Der Schnee war schwer und beugte die Nadeln der Fichten, während er die Buchenjugend zu einer uniformigen Masse zusammendrückte, dann und wann ertönte das Aechzen und Splittern eines unter der weißen Last stürzenden Baumes, der dumpfe Fall herabkollernden Schnees.

Ringsum grölten schon aus der stockfinsteren Nacht heraus die Hirsche, frohe Hoffnung weckend.

„Der Wetterwechsel hält, der macht a Schneid", meinte der Kiellechner, „wenn sie sich heut net rühren, haben's die Brantenberger derschoss'n alle zwei —"

Wir erreichten unseren alten Standort, ohne ein Stück anzugehen. Der Wind zog abwärts, nichts fehlte, nur der Hirschschrei. Alles still ringsum, während aus den Thälern herauf von allen Seiten der Hall der Stimmen sich kreuzte.

„Do' a alte Sach," bemerkte der Kiellechner, „daß der Schnee 's Wildbret abidruckt, aber auf mi a a bißl aufpass'n, gar net."

Ich fürchtete schon, daß er diesmal recht behielt. Ein klarer Morgen rang sich herauf, und keine Fährte blitzte weit und breit aus dem Schnee. Fast hoffnungslos!"

„Wenn ma's do unt' probiert'n", meinte der Kiellechner, und wie zur Bekräftigung ließ sich eine gute Stimme aus dem Thal hören.

Schon sprang ich auf, griff nach meinem Wettermantel, da ging's los, dicht unter uns im Grenzgraben, ganz unvermittelt, ein wildes Schreien, daß der ganze Wald dröhnte. Ruf und Gegenruf, deutlich unterschied man eine starke und eine schwächere Stimme, da und dort zeigte sich eine Bewegung im Unterholz, Zweige zitterten, Stauden wogen sich, dann ein zorniges Jagen, Stürzen, Gestein kollerte in die Tiefe, man hörte den Geweihschlag prasseln.

Es war zur Entscheidungsschlacht gekommen zwischen dem Tiroler und dem Bayern. Kein Zweifel, der arme Landsmann wird den kürzeren ziehen. Aber kein Fleckchen Roth war zu sehen, obwohl der Kampf sich auf Schußweite abspielen mußte.

Wir rührten kein Glied, die Spannung war geradezu schmerzlich. Des Tirolers Stimme schwoll immer mehr an, es war das zornige Grollen eines Löwen, die andere klang immer mehr in ein Aechzen und athemloses Schnaufen aus, auch schien es, als ob sie sich von uns entfernten. Abgeschlagen der kühne Patriot! Ein zorniger Siegesschrei bestätigte nur meine Meinung — dann plötzliche Stille. Was wird weiter? — Fern klang noch von unten aus dem Wald herauf ein schwacher Schrei des Besiegten.

Nachdem der Patriot abgeschlagen, handelt es sich nur darum, ob der Tiroler seinen Sieg ausnutzt und zu dem Wildbret herüberkommt, dem jedenfalls der heiße Kampf gegolten. Fürchten und Hoffen! — Kein Aestel rührt sich mehr. Der Kiellechner lächelt nur höhnisch in sich hinein. „Jetzt san ma's wieder!"

Da packe ich ihn schon am Arm. Jetzt kommt er unter uns, gerade habe ich's blitzen sehen!

Geäst brach unter schweren Tritten. — Ein dunkler Körper schob sich heraus aus dem dicht verwachsenen Graben — ein kurzes, übellauniges Gronen — die Spitze des Geweihs leuchtet ganz weiß aus dem dunklen Hintergrund, der Gang war schwer, wiegend, der Grind bis zum Boden gebeugt.

„Er is scho', um Gottes Will'n wartens net lang, den Wind hab'n ma im G'nack", drängte der Kiellechner.

Ueber das Visier hinüber kommt mir noch ein Bedenken — im nächsten Augenblick verdeckte ihn eine Terrainwelle.

„Sakra, schiaff'ns!" mahnte der Schwarze an meiner Seite.

Ich stand mitten im Blatt und schoß. Der Hirsch ruckt jäh zusammen, stürmt nach abwärts, dann ein dumpfer Auffall auf dem Wiesengrund.

„I gratulier zum Tiroler!" jubelte der Kiellechner, ganz außer sich vor Freude. „Sakra, is des a Stern!"

„Wenn es nur nicht ein Unstern ist," erwiderte ich, „und der andere unten liegt."

„Wenn der unt' no' schreit, hörn's den nimmer", bemerkte der Kiellechner, in seiner Erregung allen Respekt vergessend.

„Könnt ja auch ein anderer sein."

„Könnt — könnt — aber scho' gar koan Glaub'n haben auf mi' —"

Er war sichtlich verdrossen. „Also schau halt —"

Er setzte eben an zum Sprung nach abwärts, da warf es ihn förmlich zurück — die Stimme des Tirolers tönte unverkennbar herüber weit drinnen im Brantenbergischen. Ich sah nur noch, wie er die Faust gegen das verhaßte Revier schüttelte, dann war er schon verschwunden — ich folgte ihm verstimmt.

„No, was ist's?" rief ich ihm zu, als ich ihn, mir den Rücken wendend, auf dem Boden knieen sah.

„Leider Gott, der Herrgottstropf, der Patriot!" Er hatte sich selbst an den Namen gewöhnt, „aber schlecht is er net un grad zehne, und hin wär er eh' g'wes'n."

Der Patriot lag vor mir. An der rechten Flanke floß der Schweiß aus einem langen Riß. Meine Kugel saß kurz vorn am Blatt.

Ich betrachtete ihn nicht ohne Bewegung. „Armer Patriot! Es war wahrhaftig nicht so gemeint."

Die tiefe Wunde in der Flanke bob rasch alle Bedenken, eine reinliche Kugel war doch besser für den Helden als schmählicher Tod in Wintersnoth. Der Kiellechner war noch schneller fertig. „Ganz recht is ganga, weil 'hn nur die Luadr drent net hab'n."

Der Patriot gehört zwar nicht zu den hervorragenden Trophäen meiner Sammlung, aber ich liebe ihn, den wackeren vaterländischen Helden, dessen Anblick mir wieder den herrlichen Almmorgen heraufzaubert, die Löwenstimme des Tirolers und den Schwarzen von meiner Seite, den längst die Erde deckt.

Männes Ideal.

Eine Dackelgeschichte von M. Enckhausen.

„Männe!"

Von einer hellen jugendlichen Stimme gerufen, schallte der Name durch die Villa.

Der, welchem der Ruf galt, hatte ihn auch sehr wohl vernommen, er fühlte aber just ein Verlangen, einen kleinen Ausflug zu machen und dachte gar nicht daran, sein Privatvergnügen der augenblicklichen Laune seines Fräuleins, so nett sie auch war, zu opfern. Für ihn lag kein Grund vor, es zu thun — er war ja ein Dackel, d. h. ein Ueberhund, der sein Leben nach eigenem Gefallen gestalten und ausleben kann. Zwar war er nicht ganz echt, aber deshalb hielt er, wie jeder halbblütige Adel, desto strenger an traditionellen Rechten und Privilegien fest.

„Männe! — Mä — n — ne! Männe!"

Jetzt hörte Männe wirklich nichts mehr; er stand schon auf der Straße und war im Begriff, eine interessante Bekanntschaft anzuknüpfen. Auf den ersten Blick erschien diese Bekanntschaft etwas fragwürdig oder gerade'r ruppig; sie zeigte sich ungewaschen, ungekämmt, heruntergekommen und ausgehungert. Doch dieser Hundestrolch von klarer Rasse hatte in der Art, wie er den Kehrichteimer untersuchte, etwas so Unbekümmertes, so etwas „Was geht's mich an?" — seine thränigen Augen streiften Männe so von oben herab, daß dieser imponirt ward. Das will für einen Teckel etwas sagen.

Langsam, um seinem Standesbewußtsein nicht zu viel zu vergeben, pürschte Männe sich an den interessanten Fremdling heran, setzte sich auf die Hinterbeine, guckte in die Luft und wartete auf eine Annäherung des Strolches. Dieser schien jedoch weder Zeit noch Lust für Gesellschaftspflichten zu haben. Er hatte, zur Abkürzung des Verfahrens, den Kehrichteimer umgestürzt und allerlei ihm zusagende Dinge gefunden.

Männe wird ungeduldig.

„Das ist mein Eimer", bemerkte er sehr ausdrucksvoll, errang aber nicht den gewünschten Erfolg.

„So?" meinte der Fremdling gleichmüthig und begann, ein Hasenpfötchen in seine Bestandtheile aufzulösen. Männe fand, daß die Unverschämtheit des Strolches seine eigene um ein Beträchtliches überstiege und der Nacheiferung werth sei. Sein Interesse wuchs.

„Ich gönne es Dir!" sagte er wohlwollend. „Ich habe genug. Mein Fräulein und ihre Mutter geben mir alles, was ich will, und das Mädel in der Kirche erst recht. — Wie heißt Du übrigens?"

„Wie ich heiße?"

Der Hundestrolch stutzte und riß die Augen auf. „Das weiß ich nicht."

Männe hätte beinahe ein dummes Gesicht gemacht, doch er befann sich beizeiten und zeigte nur leichtes Erstaunen.

„Sie müssen Dich doch rufen!" sagte er, etwas unbehaglich.

„Ne, mich ruft keiner!" war des Strolchs gelassene Antwort.

„Ja — aber —" Männe war wirklich verblüfft — „wo wohnst Du denn?"

Der Fremde grinste.

„Heute hier, morgen dort, wo ich gerade mag", erwiderte er leicht hin.

„Und —" dem Teckel verging fast der Athem — „hast Du denn kein Bett, keine warme Decke?"

„Ne!" lachte der andere unbekümmert.

„Das ist ja gräßlich!" rief Männe außer sich. „Das hielte ich nicht aus."

Der Strolch wiegte den struppigen Kopf.

„Ja", sagte er nachdenklich, „im Grunde ist es wohl gräßlich. Aber früher war es noch schlimmer. Da war ich bei einem Lumpenhändler — ja — und ich erinnere mich jetzt — hatte auch einen Namen. „Lump!" schrie der Mann mich an, wenn er mich prügelte und das that er alle Tage. Mir gefiels nicht, und ich lief weg. Nu' hab' ich wenigstens meine Freiheit."

„Und —" Männe war jetzt eitel Mitleid — „hast Du's nie gut gehabt?"

„O ja!" Lumps blöde Augen leuchteten plötzlich auf. „Ich war mal im Spital! da war's schön — im Himmel kann's nicht herrlicher sein."

„Spital?" fragt Männe verständnißlos. „Was ist das?"

„Na — das ist, wo man krank ist. Bist Du nie dagewesen?"

„Nein!" Männe sprach im Bewußtsein eines bedauerlichen Mangels sehr kleinlaut. „Wenn ich krank bin, pflegt mich mein Fräulein; ich mag aber nicht krank sein."

„Ach, im Spital möchtest Du's schon!" rief Lump.

„Da hat man's gut. Das bißchen Schmerz vergißt man, weil alle, Doktors und Wärter um einen herum sind, als wäre man wunder was Vornehmes. Jeden Tag wurde ich gebadet und durfte mich immer satt fressen. Spital ist das Paradies. — Du!" unterbrach er sich plötzlich — „hör mal! Wenn Du so gut situirt bist, kannst Du mir was Gutes zukommen lassen."

Männe zog sich etwas zurück.

„Zu viel bekomme ich nicht", entgegnete er kühl. „Ich kann alles selbst essen."

„Na, dann stehle doch etwas", murrte Lump ungeduldig. „Sei doch nicht so froschig"

Männe legte sinnend den Kopf auf die Seite.

„Was ich mir stehle, schmeckt mir immer am besten", meinte er ablehnend.

Verächtlich wandte ihm Lump den Rücken.

„Du müßtest eigentlich Lump heißen", warf er über die Achsel hin. „Zuerst zerfließest Du vor Mitleid, und wenn man dann etwas will, bist Du ausgegangen. Fritz, bis Du bersten, Geizkragen Du! Ich beneide Dich nicht."

Männe schämte sich, wollte das aber um alles in der Welt nicht merken lassen.

„Was kümmerts mich, was ein Lump von mir redet?" dachte er. „Ich stehe ja thurmhoch über ihm."

„Ich hab' einen Knochen", rief er dem fortrabenden Hunde nach. „Wenn Du ihn magst, will ich ihn aus dem Fenster werfen. Mir ist er etwas zu hart."

Lump wandte sich nicht um, was Männe nicht gefiel. Eilig lief er ins Haus, und einige Sekunden später flog ein großer Knochen (abgenagt war er schon) aus einem offenen Parterrefenster. „Er wird schon wieder kommen!" dachte Männe und verzehrte, im Bewußtsein, ungemein großmüthig gehandelt zu haben, Mittags sein knusperig gebratenes Kotelett mit noch größerem Behagen als sonst. Sehr zufrieden mit sich, huschelte er sich dann zum Mittagsschläfchen in seines Fräuleins Schoß ein. Er schlief sanft und süß und erwachte mit der Erinnerung an einen wunderbar schönen Traum. Er war im Spitalhimmel gewesen und nun überzeugt, daß Lumps Schilderung die Wahrheit noch nicht erreichte. Wie es gewesen, wußte er nicht mehr klar, jedenfalls wundervoll, so wundervoll, daß er den Gedanken an die Herrlichkeit nicht mehr los ward. Und als am Nachmittage die literarischen Kränzchendamen zu seinem Fräulein kamen und ihren lieben Männe kosten, hätschelten und tätschelten, ließ ihn das, was ihm sonst ganz wohl gefallen hatte, vollständig kalt; er war Besseres im Spital gewohnt geworden. Selbst als nach dem Kaffee das Vorlesen begann, bei dem er immer so schön geschlafen hatte, konnte er vor Sehnsucht nach jenem Paradiese keine Ruhe finden. Ja, in dem Wunsche, wirklich an diesen Ort der Seligkeit zu kommen, kristallisirte sich all sein Denken. Wie aber sollte es geschehen? Man kann sich doch nicht so aus dem Stegreif ein Bein brechen.

Männes Sehnen wuchs allmählich zur Verzweiflung. Nichts konnte es erstücken, nicht einmal die Geschichte seines Fräuleins, die ihm, wie allabendlich in die Ohren flüsterte, und die ihm noch immer eine Wehmuthsklage entlockt hatte. Die Geschichte handelte von einem hübschen Leutnant, mit dem Fräulein auf einem Ball getanzt, und den sie dann nicht wieder gesehen hatte. Der Leutnant war reizend, das wußte Männe sehr genau und hatte sich mit seinem Fräulein immer sehr für ihn begeistert. Heute blieb er so gleichgültig, daß Fräulein ihn empört in seinen Korb setzte.

„Alte Schlafmütze!" schalt sie und that ihm doch bitter Unrecht. Er schlief ja gar nicht — —

Gegen Morgen schrak Fräulein aus schönstem Schlummer empor: Männe wimmerte gottserbärmlich und wand sich in seinem Korbe.

„Mein armes Thierchen! mein Männe, was fehlt Dir?" rief Fräulein in Aengsten und nahm Männe in die Arme. —Ach! das arme Thierchen konnte sein Leid nicht kund thun — die Menschen sind ja zu dumm, die Hundesprache zu verstehen.

Jammervoll verdrehte Männe die Augen. Fräulein weinte, verlor aber die Fassung nicht. Sie versuchte alle Mittel, um die Schmerzen ihres Männe zu lindern, und als alles nichts half, zog sie sich an und trug das arme Thier nach der Thierarzneischule.

Verzagt setzte sie sich in das noch leere Wartezimmer. Ach, ein Blick auf die Uhr zeigte ihr, daß die Zeit der Sprechstunde noch fern war.

Fräuleins Thränen flossen auf den schon halbtodten Männe herab.

Die Thür öffnete sich für einen neuen Besuch — Fräuleins von den Thränen geblendete Augen sahen nichts, nicht einmal ob der Besucher ein Männlein oder Fräulein war. Da stand plötzlich jemand ganz nahe vor ihr, und eine — ach so wohl bekannte Stimme sprach:

„Mein gnädiges Fräulein, das nenne ich aber Glück!" Fräulein blickte auf, und — wie der Himmel hell wird, wenn die Sonne die schwarzen Wolken verscheucht — so verklärte sich hier ihr vergrämtes Gesicht.

„Herr Leutnant!" flüsterte sie, erröthete heftig und machte eine Hand von Männe frei, doch nicht — oh nein — nicht, um sie dem schlanken jungen Krieger zu geben — sie streichelte nur sehr freundlich den schönen Kopf des braunen Jagdhundes, der neben dem Offiziere stand und Männe scharf aufs Korn nahm.

Der junge Mann konnte diesen Zustand der Dinge unmöglich billigen; zart aber fest, wie ein echter Mann, nahm er die streichelnde Hand für sich in Anspruch.

„Wie habe ich damals das Kommando verwünscht", sagte er, „das mich nach jenem glückseligen Balle zwang, sofort abzureisen. Nicht einmal von Ihnen konnte ich mich persönlich verabschieden. Doch das wissen Sie ja durch mein Billet, das ich Ihnen zu senden wagte."

Fräulein blickte auf und erröthete stärker.

„Ich erhielt kein Billet," hauchte sie kaum verständlich, weil Herzpochen ihr den Athem raubte.

„Nicht?!"

Der Leutnant kam fast von Sinnen vor Schreck.

„Was müssen Sie davon mir gedacht haben, mein theures, gnädiges Fräulein!"

Was das theure, gnädige Fräulein gedacht, erfuhr er zur Stunde nicht, denn ein neueintretender Besuch hinderte die Antwort. In reizender Verwirrung streichelte sie wieder den Jagdhund, was Männe, trotz seines halbtodten, erbarmenswerthen Zustandes knurrend mißbilligte.

„Was fehlt ihm?" flüsterte sie, ohne Rücksicht auf Männes Gefühle.

„Oh!" Der Leutnant lächelte wahrhaft strahlend. „Er hat sein Bein verletzt — dem Himmel sei Dank!" setzte er, nur Fräulein verständlich hinzu, in einem Ton, bei dem ihr hübsches Gesicht sich in Gluth tauchte.

„Mein Hündchen ist sehr krank", sagte sie hastig und drückte reuevoll den wieder schmerzvoll Wimmernden an sich.

Der Offizier beugte sich nieder.

„Das gute, liebe Thierchen!" dieses Mal war sein Ton eine garstige Rücksichtslosigkeit gegen Männe, und doch konnte seine Herrin nicht hindern, daß ihr Herzchen vor Freude hüpfte.

„Nun, nun, mein Thierchen!" tröstete der Leutnant mit recht zweifelhafter Theilnahme. „Wollen mal sehen, was der Doktor sagt."

Der Doktor, welcher eben mit seinen Schülertrabanten eintrat, sagte wenig, als er den jammernden Männe untersucht hatte.

„Sie müssen von Hund hier lassen, gnädiges Fräulein", entschied er. „Ich kann die Ursache seiner Schmerzen nicht feststellen. Es geschieht ihm nichts!" sagte er, als Antwort auf Fräuleins entsetzten Blick, lächelnd hinzu. „So weit ich bis jetzt beurtheilen kann, halte ich das Uebel nicht für gefährlich. Wenn Sie morgen wieder vorkommen wollen, kann ich Ihnen Gewißheit geben."

Fräulein nahm von dem völlig teilnahmlosen Männe zärtlich Abschied und ging, begleitet von dem Leutnant, der seine Diana eiligst dem ärztlichen Consilium überliefert hatte. —

Männe ward in das Operationszimmer gebracht. Der Doktor legte ihn auf den Tisch und befühlte, beobachte und betlopfte ihn. Männe schrie fürchterlich, wehrte sich aber nicht — wie hätte er's auch gekonnt, der arme, schwache Kerl! — Nachdem die Untersuchung einige Zeit — Männe meinte stundenlang — gedauert, war der Doktor mit der Diagnose im Reinen. Er sprach zu den Trabanten nur ein einziges Wort und lachte — und die jungen Herren lachten mit. Männe fand dieses Lachen gemein, obwohl ihm das Wort nicht gerade beängstigend klang. Er hörte etwas wie „Tante", und Männe kannte sehr nette Tanten.

Leise klagend lag er auf dem Tisch und dachte: „Nun kommt die Paradiesesherrlichkeit!" — Da platzte erschrecklich eine eiskalte Douche auf ihn nieder! — — Nach dem ersten erstarrenden Entsetzen versuchte Männe aufzuspringen, doch der grausame Doktor hielt ihn wie mit Eisenklammern. Das Wasser rauschte — stundenlang — er jappste nur noch und zitterte vor Kälte, wie nie in seinem Leben. Und das sollte wie im Himmel sein? — Doch nun mußte die Kur ja ein Ende haben! — Männe ward abgetrocknet, einer der jungen Herren begann ihn zu massiren — zuerst sanft — es war wie ein Streicheln von zarter Hand. Das bekam den armen Männe wundervoll und schon wollte er in dankbarer Rührung die liebreichen Finger lecken, da wurden die Finger plötzlich zum Folterinstrument. Sie streichelten nicht mehr, o nein! Sie schienen den armen kleinen Leib zerreißen, zu Brei drücken zu wollen — Männe verging Hören und Sehen — er glaubte sein Ende nahe, da weckte ihn ein frischer Wasserstrahl zu neuen Qualen. Danach ging das Zerren, Reißen, Walken wieder an, und kein Schreien, kein Flehen rührte den Grausamen, der ihn jetzt als Nudelteig behandelte, ihn rollte, aufnahm, hinwarf und knetete. Noch einmal stürzten dann die Fluthen. Endlich ward der Patient in eine fürchterlich rauhe Decke gewickelt auf Stroh!! gelegt und — ja wahrhaftig! festgebunden!

Eine Weile lang war Männe zu schwach, um sich zu rühren, ja auch nur zu denken. Als aber die Kräfte allmählich zurückkamen, fühlte er eine Leere im Magen, wie noch nie. Er brüllte vor Hunger. Und der Wärter brachte ihm ja auch etwas zu essen, aber was? — Männe schauerte bei dem Anblick — er brachte eine trockene Schnitte Schwarzbrot, weiter nichts! Männe heulte darob so laut, daß der Doktor herbeikam. Aber anstatt dem armen Knaben zu helfen, lachte der Grausame nur wieder und sagte:

„Morgen bist Du wieder gesund, mein Kerlchen; sei nur vergnügt."

Es war diabolisch!

Männe heulte die ganze Nacht so laut wie zehn Schloßhunde, zwischendurch biß er mit Todesverachtung in die Schnitte Brot.

Am anderen Morgen kam Fräulein sehr zeitig ins Speisezimmer, voll Angst und Sorgen, und der Leutnant, der ebenfalls sehr in Furcht wegen seiner Diana schien, leistete ihr getreulich Gesellschaft, bis der Doktor kam. Dieser lachte, als er Fräuleins ansichtig ward und sandte nach Männe.

Ja, war dieses schachmatte Bündelchen, das man Fräulein auf die Arme legte, denn Männe, Fräuleins springlebendiger, süßer Liebling?

„O, Herr Doktor, haben Sie ihn nicht retten können? Muß er sterben?" schluchzte sie, und der Leutnant machte ein Gesicht, als möchte er den Doktor am liebsten massakriren.

„Er denkt nicht an Sterben", lachte der Doktor.

„Er war nur ein Simulant! Gott mag wissen, wie ihm das ins Hundehirn gekommen, so leicht thut er's aber nicht wieder."

Einen Augenblick war Fräulein verständnißlos, dann lachte sie, daß ihr die Thränen über das hübsche Gesicht liefen. Auch dabei stand ihr der Leutnant tapfer bei.

Simulant! Da hörte Männe das Wort wieder und sah auch sein Fräulein darüber lachen. In seinem Dackeltopfe dämmerte die Ahnung auf, daß er sich wohl blamirt habe. Drei Tage lang schämte er sich beinahe todt. Dann war die Sache für ihn abgethan, und sein Fräulein dachte gar nicht daran, ihm die Spitalflucht nachzutragen — ganz im Gegentheil!

Eines Tages saß Männe Lump wieder beim Kehrichteimer beschäftigt. Wie ein Rasender stürzte der Dackel aus dem Hause.

„Lügner Du! Betrüger! Lump!" schrie er, und die Wut, welche aus seinen Augen blitzte, drohte so sehr, daß selbst der freche Lump es vorzog, zu verschwinden.

— Auch „Bier-Politik". Wirth (zum Piffolo): „Wohin bringst Du das Journal?" — Piffolo: „Zu dem dicken Herrn da drüben in der Ecke, der wartet schon eine ganze Weile darauf!" — Wirt: „Halt! Bring's ihm vorläufig noch nicht — der füllt die Wartezeit so schön aus. Der trinkt vor Ungeduld eine Maß um die andere."

[illegible]che Gefängnisse.

Bericht eines Unternehmers über die dort angewandten Strafen.

Ein Componist Namens Hartewald, der die sibirischen Gefängnisse hat besuchen dürfen, ist vom Premierminister Stolypin in längerer Audienz empfangen worden und hat diesem ausführliche Mittheilungen über die Behandlung der Gefangenen gemacht. Herr Hartewelo erzählt noch, daß die die Gefängnißstrafen in nachstehender Reihenfolge zur Anwendung kommen: Entziehung der erarbeiteten oder eigenen Mittel zur Anschaffung von Thee, Brot und Zucker; Entziehung des Rauchens. Obgleich das Rauchen in den Gefängnissen offiziell verboten ist, so ist es nach mehreren Rauchausständen durch die nächste Gefängnißchrist'eit gestattet worden; Entziehung des Briefwechsels mit seinen Angehörigen; Anlegung von Fußschellen; die Schellen bilden überhaupt eine sehr beliebte Art der Bestrafung in den Gefängnissen, welche bei den allerunbedeutendsten Anlässen angewandt wird. So wurde ein Gefangener in Gegenwart Hartewelds bestraft, weil er mit dem Aufseher sprach, ohne die Hände an den Hosennähten zu halten und mit einem Fuß vorgetreten war. Einsperren in den hellen Karzer bis zu einem Monat, desgleichen in den dunklen Karzer.

Schließlich wird noch die Prügelstrafe sehr ausgiebig angewandt. Jeder Gefängnißaufseher kann eine Ruthenstrafe bis zu hundert Hieben verhängen. Der Verwalter des Gefängnisses in Tobolsk hat Hartewald mitgetheilt, daß die Prügelstrafe eine sehr ausgedehnte Anwendung findet und es ihm schwer wäre, ohne sie die 600 Gefangenen im Zaum zu halten. Während des Aufenthaltes Hartewelds in Tobolsk wurden zwei Gefangene mit je 99 Ruthenhieben bestraft, weil sie Fluchtversuche unternommen hatten. Als sich der Komponist nach dem Grunde erkundigte warum gerade 99 Hiebe vertheilt werden, erhielt er zur Antwort, daß die Arrestanten sehr wohl wissen, daß die Gefängnißverwaltung nur bis hundert Ruthenhiebe verhängen darf. Nach der Bestrafung der beiden Gefangenen verbreitete sich das Gerücht in Tobolsk, daß man sie zu Tode gepeitscht hätte. Daraufhin mußte Hartewald im Auftrage der Bevölkerung ins Gefängniß fahren, wo ihm die beiden Gefangenen, die kaum auf den Füßen stehen konnten, gezeigt wurden. Sie waren allerdings sehr übel zugerichtet. Die Ausführer der Exekution waren zwei Gefangene. Der eine dieser Leute war ein früherer Gendarm und der andere ein Polizist, welche beide gesondert von den anderen Gefangenen gehalten werden mußten, die sich ihnen gegenüber feindlich verhielten und sie mit dem Tode bedrohten.

Steinkohle verschlechtert sich.

Gewöhnlich interessirt sich das Publikum mehr für die Preise der Kohle, als für ihre Güte. Aber wenn die Kohle gekauft ist und in den Ofen kommt, drängt sich das Interesse an letzterer Frage mitunter recht unangenehm auf.

Es ist ja ganz schön, wenn sich von der Entdeckung neuer Kohlefelder und der Zunahme der Produktion da und dort erzählen läßt. Die Hoffnung, daß dies jemals zu einer Verbilligung führen möge, hat man so ziemlich allgemein längst aufgegeben, — und man weiß auch, warum. Aber wenn außerdem die Kohle sich verschlechtert, so ist das doch recht traurig, zumal es indirekt einer weiteren Preiserhöhung gleichkommt.

Viele neuerliche Berichte von Händlern und Mittheilungen von Verbrauchern deuten darauf hin, daß im Allgemeinen eine Verschlechterung unserer Steinkohle, soweit dieselbe überhaupt zu Markte kommt, eingetreten ist. Es wird besonders darüber geklagt, daß bedeutend mehr Schiefer in der Kohle enthalten sei, als früher. Dies bedeutet schlechteres Brennen, geringere Hit